

Gedanken über das genossenschaftliche Wohnen

Autor(en): **Schlatter, Elisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **5 (1930)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-100486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auch im Zusammenspiel lasse man sich nicht von modernen Circen blenden. Vor allem nicht von einer sentimentalen, fälschlich volkstümlich geheissenen Zuckerwassermusik. Wir haben nichts gegen die Bearbeitung eines schmissigen Operettenwalzers oder eines schlagsicheren Zweitakters. Sie gehören zu einem buntgemischtem musikalischen Menu wie

Paprika zum Gulasch. Doch die sogenannten «Tonstücke», wie das zitternde Grossmütterchen oder das böse parfümierte Blumenlied oder andere sind uns ein Greuel. Die beste und gesündeste Kost sind immer noch die unsterblichen Werke Haydns und Mozarts, Schuberts und jener anderen, die Vorläufer und wirkliche Erben der grossen Klassiker sind.

Gedanken über das genossenschaftliche Wohnen

Es ist uns Gelegenheit gegeben worden an Hand eines Filmes die genossenschaftliche Baubewegung zu verfolgen.

Sicherlich war für jeden Zuschauer das, was von den vereinigten 19 gemeinnützigen Baugenossenschaften der Stadt Zürich da gezeigt worden ist eine Aufmunterung dazu, einer solchen Genossenschaft beizutreten oder ihr unter allen Umständen treu zu bleiben.

Zur Einführung zeigten uns die ersten Bilder das sogenannte Gässchenelend und andere alte heute noch bestehende Privathäuser. Nur mit Schauern konnte man sich in die Notwendigkeit hin versetzen, in einem dieser Häuser und in dieser Umgebung wohnen zu müssen. Soll es doch immer noch Bauten geben, in denen für das ganze Haus, für Gross und Klein nur ein einziger Abort da ist. Das ist nicht nur unhygienisch, sondern muss sich auch in vielen Fällen ausserordentlich peinlich auswirken.

Wie gut und wie ganz anders wohnen wir. Und wem haben wir das zu verdanken? Diese einfache Frage ist ebenso einfach zu beantworten: Uns selbst, uns, die wir alle Mitglieder sind, die wir ein grosses Ganzes bedeuten und die wir für dieses grosse Ganze gearbeitet haben und noch weiter arbeiten wollen.

Sind wir, richtig genommen nicht unsere eigenen Hausmeister? Liegt es nicht in unser aller Interesse den Wohnungen, die wir inne haben die allergrösste Sorgfalt angedeihen zu lassen? Ganz gewiss. Denn wir, die wir in einer neuzeitlichen Genossenschaftswohnung sind, können getrost das Gefühl haben, ein herrschaftliches Haus zu bewohnen. Wir haben doch genau die gleichen modernen technischen Einrichtungen, die Zentralheizung, ein schönes Bad, fliessendes warmes Wasser, Wasch- und Auswindmaschinen und die elektrische Küche. Es fehlen uns wohl die pompösen Einrichtungsgegenstände, die Möbel und Teppiche. Aber das ist nicht einmal ein Fehler, denn erstens sind derartige Gegenstände nicht mehr ganz modern und grosse Staubfänger und zweitens halte ich mich an ein Sprichwort, das mein Vater immer zu sagen pflegte: «Nicht über den Stand hinaus».

Schliesslich sind die Häuser so gebaut, dass Licht, Luft und Sonne ungehindert hinein gelangen können. Auch für die Kinder ist genügend Spielraum vorhanden. Einige Genossenschaften haben sogar für die grösseren Kinder Turngeräte aufgestellt und für die kleinen den so beliebten Sandhaufen nicht fehlen lassen. Einen grossen Vorteil für die Mütter bedeuten auch die Kleinkinderschulen, welche vielerorts den

Kolonien angegliedert sind. Das gibt mancher Mutter die Beruhigung, dass ihre Lieblinge nicht den Gefahren der Strasse ausgesetzt sind. Wir dürfen also in betreff auf unsere Wohnung getrost sagen: «Herz, was willst Du noch mehr».

Schliesslich noch ein Wort über die Vorurteile vieler Nichtgenossenschaftler. Da wird oftmals die Behauptung aufgestellt, die Genossenschaftswohnungen seien ein Herd des Streites, besonders diejenigen, wo viele Mieter im gleichen Berufe tätig sind. Ein jeder müsse ja wissen, welchen Lohn der andere habe. Es herrsche daher vielerorts ein gegenseitiges Ueberwachen und ein gegenseitiger Neid. Das möchte ich doch aufs bestimmteste bestreiten. Mag es auch hier und da einzelne solcher Elemente geben, im Allgemeinen ist das aber doch, Gott sei Dank, nicht der Fall. Es hat nicht jeder Mensch die Fähigkeit mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln das Gleiche zu leisten, wie der andere. Dafür hat er aber auch wieder andere Vorzüge. Es wäre schlimm um die Welt bestellt, wenn alle Menschen gleichartig wären. Jeder muss nach seinen Kräften und Fähigkeiten das leisten, was er vermag. Es muss schliesslich auch die niederste Arbeit getan werden und wir sollen froh sein, wenn sich für diese jemand findet, der sie gern und gut macht. Ehrliche Arbeit ist noch niemals eine Schande gewesen. Das soll auch der Geist der genossenschaftlichen Bewegung sein. Wir müssen uns bemühen einander zu finden und fest zusammenzuhalten.

Hie und da hat man seitens mancher Nichtgenossenschaftler auch schon missbilligende Bemerkungen über den Besuch der «Kontrolle» gehört. Ich für mich bin mit dieser Einrichtung gern einverstanden. Man hat dabei Gelegenheit etwaige Mängel und Wünsche an den Mann zu bringen.

Wenn eine Frau sich sagt, dass sie durch gutes Haushalten mit dem Verdienst ihres Mannes nach Kräften dazu beigetragen hat das Bauen solcher Wohnungen möglich zu machen, so wird sie nie erschrecken, wenn sich die Kontrolle zum Besuch anmeldet.

Hoffen wir, dass die Zeit nicht mehr fern ist, in der jeder Arbeiter nach des Tages Mühe und Last ein sonniges freundliches Heim mit jeder Bequemlichkeit zu Hause vorfindet. Das ist ihm aber nur möglich, wenn er sich einer Genossenschaft anschliesst und nach seinem Vermögen von Zeit zu Zeit etwas in die Sparbüchse dieser Genossenschaft legt. Denn wir wollen nicht nur Hörer, sondern auch Täter des Wortes sein.

Frau Elisa Schlatter.

Vom Kitsch in der Wohnung

Ueber den Begriff des Kitsches wird vielfach gestritten. Und doch gibt es gewisse Kriterien, Ausgangspunkte einer Beurteilung, die sichere Hinweise geben. Es gibt natürlich Menschen, die von Natur aus einen angeborenen Sinn für Schönheit und Gedicgenheit besitzen. Sie streben gewöhnlich auch darnach, ihre Kenntnisse in dieser Beziehung zu erweitern und ihr Urteil zu läutern. Geschmack in der Wohnung zu pflegen, ist keine rein finanzielle Frage, sondern eine vor allem geistige. Der Einwand, ja wenn ich Geld habe, dann kann ich leicht zu schönen Dingen gelangen, das ist keine Kunst, ist nicht stichhaltig. Man kann darauf sogar wetten, dass es jederzeit möglich und leicht ist, auch mit grösseren Summen heute noch eine Wohnung einzurichten, die absolut kitschig aussehen würde, was Beispiele lehren. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die einen Sinn für die Auffindung schöner, alter Stücke besaßen, denn

auch in der Zeit historischer Schule hat es viel Gleichgiltiges und Geschmackloses gegeben, wenn vielleicht auch nicht so in Massen wie heute. Es war früher nicht Sitte, seine Wohnung so vollzustopfen, jedes Wandfleckchen zu behängen oder jeden Winkel mit Möbel zu verstellen. Der Mut zum freien, wenig gefüllten Raum war grösser als heute. Dies zeigt sich oft genug, wenn wir überladene Wohnungen des gut situierten Mittelstandes oder Häuser wirklich reicher Leute betreten. Platzmangel liegt oft nicht an dem Umfang der Wohnung, vielmehr an dem Zuviel, das die Leute hineinbringen. Und da das Beispiel von oben werbkräftig ist, so sucht auch der weniger Bemittelte, der Arbeiter sich möglichst mit vielen, unnützen Dingen zu umgeben.

Das Bedürfnis, die Wohnung vollzustopfen, die Angst vor einer leeren Stelle im Raum, dieser sogenannte horror vacui,